

Schweizer Literaturgeschichte



Peter Rusterholz
Andreas Solbach
(Hrsg.)

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Schweizer Literaturgeschichte

unter Mitarbeit von

Claudia Brinker, Rémy Charbon, Regula Fuchs,
Doris Jakubec, Ricarda Liver, Beatrice von Matt,
Dominik Müller, Elsbeth Pulver, Clà Riatsch,
Beatrice Sandberg, Antonio Stäuble,
Stefan Bodo Würffel, Fred Zaugg

herausgegeben von

Peter Rusterholz und Andreas Solbach

Mit 195 Abbildungen

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-476-01736-9

ISBN 978-3-476-05243-8 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-05243-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2007 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2007

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhalt

Vorwort IX

Von den Anfängen bis 1700

(*Claudia Brinker*)

Einleitung: Zeitraum – Geschichte – Literatur 1

Literarische Topographie 4

Autorentypen 11

Literarische Anfänge 18

Lyrik 19

Epik 25

Das Drama 30

Mystik und Erbauungsliteratur 37

Totentanz 40

Chronistik 41

Wissensliteratur 47

Das achtzehnte Jahrhundert (1700–1830)

(*Rémy Charbon*)

Zeitliche und geographische Abgrenzung 49

Anfänge 51

Historische und soziale Verhältnisse 51

Präliminarien 52

Erforscher und Dichter der Alpen: Albrecht von Haller 55

1740–1760: Bodmers Zürich 59

Gesellschaftskultur 65

Vielfalt der 70er Jahre 71

Die 80er Jahre: Für das Volk – Über das Volk –

Aus dem Volk 80

1789–1798: Von der Französischen Revolution zur Helvetischen

Revolution 88

Am Vorabend der Helvetischen Revolution 90

1798: Der Umsturz 91

1798–1830: Entdeckung der Volkskultur und Beginn

des Tourismus 92

Literatur in der Zeit der Mediation (1803–14/15) und Restauration

(1815–1830) 96

Gesellschaftskultur zu Beginn des 19. Jahrhunderts 98

Zuflucht für Emigranten 100

Der Regeneration entgegen 102

Schlussbemerkung 103

Der liberale Bundesstaat (1830–1848–1914)

(*Dominik Müller*)

- Jeremias Gotthelf – Liberaler Aufbruch und konservative
Einsprüche 104
- Gottfried Keller – Literatur aus der Zeit der Bundesstaatsgründung 117
- Conrad Ferdinand Meyer – abseits der Schweizer Gegenwart 136
- Carl Spitteler – Literatur für wenige und Literatur für viele 148
- Exkurs: »Unser Schweizer Standpunkt« 158
- Robert Walser und die »andere« Schweizer Literatur 1900–1914 162

Von 1914 bis zum Zweiten Weltkrieg

(*Andreas Solbach*)

- Tradition und Neuanfang 174
- »Schweizerart ist Bauernart«: Jakob Bosshart, Hermann Hesse und
Felix Moeschlin 175
- Hermann Hesse 177
- Autorenporträt Jakob Schaffner 178
- Felix Moeschlin 181
- Kindheiten 182
- Schweizer Avantgarde? Expressionismus und Dada-Zürich 184
- Expressionismus 186
- Autorenportrait Max Pulver 188
- Ausbrüche aus der Nachkriegsgesellschaft 189
- Autorenportrait Otto Wirz 195
- Kriminalgeschichte der Gesellschaft 198
- Autorinnen zwischen Tradition und Moderne 200
- Autorenportrait Annemarie Schwarzenbach 202
- Autorenportrait Albin Zollinger 203
- Autorenportrait Mainrad Inglin 205

Geistige Landesverteidigung (1933–1945)

(*Beatrice Sandberg*)

- Zum Begriff der Geistigen Landesverteidigung 210
- Das Konzept der Geistigen Landesverteidigung 210
- Die kulturpolitischen Voraussetzungen für den Gedanken einer GLV 212
- Psychologische Kriegsführung, Pressezensur, Exilautoren und GLV 213
- Das literarische Schaffen zur Zeit der geistigen Landesverteidigung 215
- Theater und Zeitstück in der Zwischenkriegszeit 222
- Das Festspiel als Ausdruck geistiger Landesverteidigung 224
- Die Landesausstellung 1939 – Höhepunkt schweizerischer Selbst-
darstellung 225
- Der Schweizer Film im Dienste der GLV 227
- Kulturelle Neuetaulierungen aus dem Geist der Besinnung auf eigene
Werte 228

- Exkurs: Exilliteratur
(*Stefan Bodo Würffel*) 232

Nachkrieg – Frisch – Dürrenmatt – Zürcher Literaturstreit –
Eine neue Generation (1945–1970)
(*Peter Rusterholz*)

Nachkrieg 241
Nachklang und Abschied vom bürgerlichen Roman 241
Lyrik: Von der Restauration zur Rekreation der Moderne 244

Max Frisch 257
Frühe Prosa – Auf der Suche nach dem wirklichen Leben 257
Frühe Stücke nach 1945 258
Das Tagebuch 1946–1949 als Keimzelle des späteren Werks 260
Die Ich-Rollen in den Romanen und im Tagebuch 1966–1971 262
Figurationen des Ich im Drama 271
Die späten Erzählungen 276
Schweiz als Heimat? 278

Friedrich Dürrenmatt 280
Erste Wege aus dem Labyrinth 280
Antihelden – Mutige Menschen 286
Die Frage nach der Gerechtigkeit – Parodie des Kriminalromans 292
Die tragischen Komödien 295
Die große Krise: Der Mitmacher 301
Späte Stoffe – Späte Texte 305
Politische Essays – Reden 308

Der Zürcher Literaturstreit 311

Eine neue Generation 314
Kurzprosa als Form gesellschaftlichen Wandels 314
Zeitromane – Zeitbrüche 321

Exkurs: Der neue Schweizer Film
(*Fred Zaugg*) 328

Von der Protest- zur Eventkultur (1970–2000)
(*Elsbeth Pulver*)

1970: Ein Ausgangspunkt und eine offene Grenze 345
Sich wandelnde Konstanten 348
Vier Längsschnitte entlang von Formen und Gattungen 359
Romane der siebziger Jahre – Zwischen Resignation und Widerstand 371
Die achtziger Jahre: Katastrophenängste 378
Die neunziger Jahre: Kehraus des Jahrhunderts und ein Paradigmenwechsel
im literarischen Leben 386
Ausblick ins nächste Jahrhundert 394

Der Aufbruch der Frauen (1970–2000)
(*Beatrice von Matt*)

Neues Terrain erkunden 400
Medusa: weiblicher Mythos 408
Fahrten zurück 411

Erzählte Mädchenkindheiten	415
Die Töchter	419
Fazit	425
Exkurs: Ein eigenes Frauen-Zimmer? Die aktuelle Situation nach 2000 (<i>Regula Fuchs</i>)	425

Literatur der französischen Schweiz
(*Doris Jakubec; Übersetzung: Michèle Stäuble*)

Reformation	436
Das 18. Jahrhundert	439
Das 19. Jahrhundert	443
Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts	449
Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts	459

Literatur in der italienischen Schweiz
(*Antonio Stäuble*)

Literatur in der italienischen Schweiz	476
--	-----

Rätoromanische Literatur in Graubünden im 16./17. Jahrhundert
(*Ricarda Liver*)

Einleitung	485
Die Anfänge der engadinischen Literatur	486
Die Anfänge der rätoromanischen Literatur im rheinischen Gebiet (Sutselva und Surselva)	490
Engadinisches Schrifttum im 17. Jahrhundert	493
Rechtstexte	496

Literatur der rätoromanischen Schweiz (18. –20. Jh.)
(*Clà Riatsch*)

Aufklärung, Entstehung einer weltlichen Literatur (1700–1850)	497
Sprachbewegung, Heimat- und Bauernliteratur (1850–1950)	500
Öffnung und Modernisierung im 20. Jahrhundert	503

Bibliographie	507
Personenregister	517
Bildquellen	528

Vorwort

Der Lektor eines großen deutschen Verlagshauses hat auf meine Frage, weshalb ihn Autoren aus der Schweiz faszinierten, die Antwort gegeben, weil sie nicht alle denselben Beziehungsnatsch zum Besten gäben, da sie trotz des oft beschworenen Untergangs des Subjekts unverkennbare Individualität und Eigenart ihrer unterschiedlichen Kulturen behielten, auch die Autoren und Autorinnen der verschiedenen Regionen der deutschen Schweiz. Tatsächlich wird man die Sprache eines Wallisers nicht mit der eines Berners verwechseln, nicht einmal diejenige eines Baslers mit der eines Zürchers. Ja, selbst die schon jahrelang in Berlin lebenden, wie Matthias Zschokke oder Thomas Hürlimann, verwandeln schreibend die helvetischen Prägungen der Herkunft, aber verlieren sie nie.

Literatur aus der Schweiz in deutschen Literaturgeschichten

Wenn man die in den letzten Jahrzehnten erschienenen deutschen Literaturgeschichten Revue passieren lässt, findet man die verschiedensten Prinzipien der Auswahl und der Gliederung der deutschen Sprach- und Kulturräume der Literaturen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Die einzige ausführliche, umfassende Darstellung der *Deutschsprachige(n) Schweizerliteratur im 20. Jahrhundert* wurde »von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Klaus Pezold« in der DDR erarbeitet und erschien nach der Wende 1991. In Ralf Schnells *Literatur der Bundesrepublik. Autoren, Geschichte, Literaturbetrieb* (Stuttgart 1986) werden Autoren aus Österreich und der Schweiz nur im Kontext der literaturgeschichtlichen Entwicklung in der Bundesrepublik berücksichtigt. Der von Klaus Briegleb und Sigrid Weigel im Rahmen von *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart* herausgegebene Band *Gegenwartsliteratur seit 1968* (München 1992) berücksichtigt »Literaturverhältnisse und besondere Entwicklungen in der deutschschweizer und österreichischen Literatur« nur in einem marginalen Exkurs. Der letzte Band der von Horst Albert Glaser bei Rowohlt (Bände 1–9), dann bei Haupt (Band 10) herausgegebenen Reihe *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte: Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995* enthält nur ein einziges unseren Bereich betreffendes Kapitel: *Romane und Erzählungen der Schweiz*. Auch in der von Wilfried Barner herausgegebenen *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart* (München 1994) erscheinen Autoren aus der Schweiz nur als Begleitstimmen und nur aus der Perspektive von Entwicklungen der Literatur Deutschlands. Auch in der 6. Auflage des von Wolfgang Beutin herausgegebenen Bandes *Deutsche Literaturgeschichte: Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Stuttgart 2001) erscheinen selbst Frisch und Dürrenmatt nur im Kontext der Literatur der Bundesrepublik der 60er Jahre, ihr Spätwerk wird gar nicht erwähnt. Zu wünschen bleibt deshalb eine Geschichte der Literatur aus der Schweiz, die sich nicht auf das 20. Jahrhundert beschränkt, sondern Literatur in historischer Entwicklung darstellt, die Texte nicht nur in rein literaturgeschichtlicher Perspektive sieht, sondern im Kontext der Geschichte der Kulturen, der Geschichte und Politik der Schweiz.

Kann es überhaupt eine »Schweizer Literaturgeschichte« geben?

Im Früh- und Hochmittelalter gab es weder einen politischen Raum, der dem Gebiet der heutigen Schweiz entspräche, noch ein ihren Bewohnern eigenes Bewusstsein der Identität. Das Gebiet der heutigen Schweiz war der südlichste Teil des Römischen Reiches deutscher Nation. Zwar wurden die Gründungsakten des Bundes der Urorte der Eidgenossenschaft, wie der *Bundesbrief* von 1291 oder der *Rütlichschwur* von 1307, erst viel später literarisch wirksam. Doch die Schlacht bei Sempach 1386 mit dem Sieg der Eidgenossen über das habsburgische Ritterheer inspirierte die Geschichtsdichtung, und schon Ende des 15. Jahrhunderts setzt nach den von den Eidgenossen gewonnenen Burgunderkriegen eine reichhaltig dokumentierte Reflexion der Genese und Geschichte des Bundes ein. Die daraus sich entwickelnden Mythen und Ideologien verstehen diesen Prozess als schicksalhaftes und einzigartiges Geschehen und sind für das Selbst- und Fremdbild der Schweiz bis in die Gegenwart von nicht zu unterschätzender nachhaltiger Wirkung. 1599 erfolgte die faktische Trennung vom Reich; 1648 wurde sie de jure anerkannt. Die alte Eidgenossenschaft war ein Staatenverein von ursprünglich drei und schließlich dreizehn unabhängigen Orten mit ihren jeweiligen Untertanengebieten. Sie wurde 1798 durch den Einmarsch französischer Truppen beendet, nach dem Diktat Napoleons der Einheitsstaat der *Helvetik* begründet, der die Forderungen der französischen Revolution erfüllte, jedoch den Eigenarten der vielfältigen Kulturen widersprach. Die Revolutionsphase wurde 1848 beendet durch die Gründung des modernen Bundesstaates, der die zentralen Kompetenzen des Bundes und föderale Kompetenzen der einzelnen Gliedstaaten, der Kantone, unterscheidet, so, wie er in seinen Grundzügen noch heute besteht, damals allerdings noch als repräsentative, heute als direkte Demokratie.

Eine Nation – Eine Nationalliteratur?

Es gibt zweifellos die *Schweizerische Eidgenossenschaft*, *Confédération suisse*, *Confederazione Svizzera*, *Confederaziun svizra*, wie die offizielle Bezeichnung lautet. Aber es gibt keine Schweizer Nationalliteratur, denn die Schweiz ist keine Nation im Sinne eines einheitlichen Sprach- und Kulturraums, sondern eine politische Willensnation aus vier Sprach- und Kulturräumen, dem deutschen, dem französischen, dem italienischen und dem rätoromanischen, die je in sich vielfältig gegliedert und differenziert sind. Das Verhältnis unter sich und das Verhältnis zu den kulturell verwandten Kulturen gleicher Sprache unterlag allerdings historischen Veränderungen, die vor allem in Kriegszeiten aktuell wurden und das Verhältnis zu den Nachbarn veränderten.

Schweiz – Nachbarkulturen

Für die Zeit von 1848–1914 gilt die klare Trennung von politischer und kultureller Identität, wie sie Gottfried Keller in *Der grüne Heinrich* begründet hat. Er bekannte sich zur schweizerischen nationalen Identität und zur deutschen kulturellen Identität. Die deutschen Emigranten der in Deutschland gescheiterten, in der Schweiz realisierten 48er Revolution hatten einen bedeutenden Einfluss auf Keller.

Der Erste Weltkrieg stellte die Willensnation auf eine ernste Probe, da die Sympathien der Deutsch- und der Welschschweizer vornehmlich den Kriegs-

parteien gleicher Sprache galten. Carl Spittlers Position in seiner berühmten Rede vom 14. Dezember 1914 *Unser Schweizer Standpunkt* setzte sich nur langsam durch. Der entscheidende Satz lautete: »Wir müssen uns bewußt werden, daß der politische Bruder uns näher steht als der beste Nachbar und Rassenverwandte.« Diese notwendige Distanzierung, diese Beschränkung auf die eigenen kleinen Räume hatte freilich ihre unbestreitbaren Schattenseiten kultureller Isolation. 1918 hätte ein neuer Anfang einsetzen können. Ansätze waren vorhanden, wie etwa Leonhard Ragaz' Programmschrift *Die neue Schweiz*, Jakob Bossharts *Ein Rufer in der Wüste* oder Inglin's *Die Welt in Ingoldau*. Doch der Ruf zur Erneuerung wurde von wenigen wahrgenommen, von manchen abgelehnt oder verkannt wie vor dem Krieg die Romane Walsers. Der Zweite Weltkrieg führte dann zur radikalen Isolation des von den Achsenmächten umschlossenen Landes. Vorerst notwendige und differenzierte, dann aber degenerierte Formen und Nachwirkungen der *Geistigen Landesverteidigung* führten zu Beschränkungen kultureller Entfaltung, die erst durch die Generation der Frisch und Dürrenmatt gelöst werden konnten. In Kriegszeiten verändert sich das Verhältnis von Eigenem und Fremden. Die Einheit des Schweizerischen wird gegenüber den Differenzen der verschiedenen Sprach- und Regionalkulturen betont. Doch dies ist immer mit Gefahren der Mythisierung, ja Ideologisierung verbunden, die von anschließenden Phasen der Entmythologisierung abgelöst werden. Die Literatur erweist sich dabei als Seismograph dieser Verschiebungen. Die Imagination und Tradition des »Schweizerischen« wird damit zum immer wieder neu sich stellenden Problem.

Doppelte Teilhabe – Doppelte Differenz

Die Vielfalt der Sprachen und Kulturen der Schweiz, die Differenz zwischen politischen Grenzen und Sprachgrenzen führt dazu, dass die Schreibenden sowohl als Schweizer an der allgemeinen politischen Identität teilhaben als auch als Schreibende einer je besonderen Sprachkultur sich von dieser abgrenzen müssen und dass sie andererseits als Deutsch oder Französisch Schreibende sowohl an der deutschen oder französischen Kultur teilhaben als sich auch von dieser, je nach historischer Konstellation, abgrenzen müssen.

Peter Bichsel formulierte seine Ambivalenz als Autor und Bürger prägnant mit dem Bekenntnis: »Ich bin mit Recht beleidigt, wenn man mich im Zusammenhang mit meinem Lesen und Schreiben als Schweizer bezeichnet.« Er ergänzt aber: »Würde es auf einem Plakat für eine Lesung nicht ›Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel‹ heißen, sondern ›Bichsel (Schweiz)‹, so könnte mir das schon gefallen.« Er drückt damit aus, dass er als Mensch und Bürger seine Herkunft durchaus bejaht, sich aber als schriftdeutscher Autor betrachtet und sich und seine Texte niemals mit den klischierenden Begriffen *Schweizerliteratur* und *Schweizer Autor* sehen will. Der Autor aus der deutschen Schweiz hat überdies ein spezifisches Sprachproblem.

Mundart – Schriftsprache

Bichsel meinte dazu während eines Vortrags: »Die Sprache, die ich schreibe, findet ausschliesslich und nur auf dem Papier statt. Ich rede nicht so, wie ich schreibe. Und was ich jetzt hier tue, das ist keine Rede – ich lese ihnen vor, was ich geschrieben habe, ich lese ihnen Schriftdeutsch vor.« Dürrenmatt hat die Sprachprobleme, die sich für den Autor aus der deutschsprachigen

Schweiz ergeben, weil er Dialekt spricht und Schriftdeutsch schreibt, metaphorisch mit dem Gegensatz zwischen »Vater- und Muttersprache« beschrieben: »Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine ›Vatersprache‹. Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine ›Vatersprache‹ die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers.« Diese poetologische Differenzstruktur ist konstitutiv für die Literatur aus der deutschen Schweiz. Sie kann je nachdem als fruchtbarer, Kreativität entbindender Widerstand erfahren werden – wie bei Bichsel und Dürrenmatt – oder lähmend wirken bei weniger Begabten. Die Eigenart und Frische der Texte aus der Schweiz ist durch die Faktoren bedingt, die eben knapp skizziert wurden.

»Schweizer Literaturgeschichte« – Geschichte der Literatur aus der Schweiz

Diese Literaturgeschichte möchte in breiterer Form zur Lektüre von Literatur aus den Kulturräumen der deutschen und in gedrängter Form des Essays aus den Kulturräumen der französischen, der italienischen und der rätoromanischen Schweiz anregen – mit Bezügen zu prägnanten Momenten des politischen, des sozialen und des kulturellen Wandels von den Anfängen bis zur Gegenwart. Unterschiedliche Phasen der Öffnung und der Schließung der Grenzen, sowohl nach innen gegenüber der politischen Einheit wie nach außen gegenüber den Nationen gleicher Sprache, prägen das je verschiedene kulturelle Klima während verschiedener Epochen der Kriege und des Friedens.

Die Autorinnen und Autoren streben keine Vollständigkeit an. Sie möchten – in Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur und auf Grund eigener Arbeiten – Lesende mit unterschiedlichen Voraussetzungen für diese Literaturen gewinnen, auch für die etwas ausführlicher vorgestellten älteren Texte, die sich durch individuelle und kulturelle Prägungen ausgezeichnet haben, und für die neueren und neuesten Beispiele, die lokale Differenzierung mit der Aneignung fremder Kulturen und globaler Öffnung verbinden.

Gerhard Meier hat uns Lesenden zu bedenken gegeben: »Ich glaube, dass man nur Weltbürger wird über den Provinzler. Man muss den Dienstweg einhalten: erst Provinzler, dann Weltbürger.«

Peter Rusterholz

Von den Anfängen bis 1700

Claudia Brinker

Einleitung: Zeitraum – Geschichte – Literatur

Von ›Schweizer Literatur‹ zu sprechen, ist für die hier zu behandelnden Jahrhunderte insofern problematisch als es in den ersten Jahrhunderten weder einen Herrschaftsraum gab, der auch nur annähernd dem Gebiet der heutigen Schweiz entspräche, noch ein Bewusstsein für eine gemeinsame Identität. Und eine eigentliche ›Nationalliteratur‹ gibt es für den ganzen Zeitraum nicht, wobei dies allerdings nicht nur für die Schweiz, sondern für den gesamten deutschsprachigen Raum gilt. Dennoch sind seit der Mitte des 14. Jh.s Tendenzen und spezifische literarische Entwicklungen erkennbar, welche zwar nicht losgelöst sind vom deutschen Kulturraum, sich aber doch im Einzelnen von diesem unterscheiden. Es sind dabei sicher nicht die politischen Veränderungen allein, welche schweizerische Eigenheiten der Literatur provozieren, sondern auch die bereits im frühen und hohen Mittelalter zu beobachtende lebhaftere, auf neue Strömungen reagierende oder auch selbst Impuls gebende ›Literaturszene‹ im heutigen Schweizer Gebiet, in der Herrschaftsträger den Repräsentationswert von Literatur erkannten, Bildungsinstitutionen deren Potential zur Belehrung und einige Dichter auch deren subversive Sprengkraft. Nie aber ist Literatur gänzlich losgelöst von der Umgebung, in der sie entsteht, und daher wirkten Geschichtsverlauf wie politisch wechselnde Konstellationen auch auf die literarischen Formen und Themen. So brachte es die frühe Missionierung der heutigen Ostschweiz durch irische Mönche mit sich, dass auch deren hochentwickelte Schriftkultur Einzug hielt und mit dem Kloster St. Gallen eines der wichtigsten Kulturzentren entstand, dem wir einige der frühesten Belege volkssprachiger Schriftlichkeit verdanken. Eine eigentlich höfische Kultur im Hochmittelalter ist vor allem im Minnesang greifbar, wobei sich bereits hier seit der Mitte des 13. Jh.s eine Verlagerung vom Hof in die Stadt als nicht nur wirtschaftlichem, sondern auch kulturellem Zentrum abzeichnet, eine Entwicklung, die erst im 17. Jh. endgültig abgeschlossen ist. Der ›Bundesbrief‹ von 1291 und der ›Rütli-schwur‹ von 1307 mit dem sich in ihnen dokumentierenden bürgerlichen Selbstbewusstsein finden keinen Niederschlag in der Dichtung um 1300, was kaum erstaunen kann, sind beide doch erst sehr viel später und nicht zuletzt über die Literatur zu historisch bedeutsamen, ja staatssetzenden Ereignissen gestaltet worden. Geschichtsmythischen Charakter erhielt im Rückgriff auch die Schlacht von Morgarten 1315. Doch im Bewusstsein der Zeitgenossen bedeutete wohl erst die Schlacht bei Sempach 1386 eine deutliche Zäsur. Auf beiden Seiten rief die Niederlage des ritterlichen Habsburger Heers gegen die unkonventionell kämpfenden Eidgenossen eine wahre Flut positiver wie negativer Reaktionen hervor, vermittelt meist im Medium der Literatur. Spätestens hier hatte man die agitatorische Wirkung der Geschichtsdichtung erkannt.

Waren bereits im 14. Jh. Luzern (1332), Zürich (1351), Zug (1352), Glarus und Bern (1353) dem Bund der ›Ur-Eidgenossen‹ beigetreten, so folgten im 15. Jh. – keineswegs immer freiwillig – das Oberwallis, Thurgau, das

*Entwicklung der
Eidgenossenschaft*

»eydgenössisch
Landesspraach«

St. Galler Rheintal, Freiburg und Solothurn. Genf und die Waadt fielen nach dem Sieg über die Burgunden 1478 an Bern, blieben aber Untertanengebiet. Eine drohende Spaltung der Eidgenossenschaft konnte im Stanser Verkommnis 1481 verhindert werden. Der Vermittler des Ausgleichs, der Obwaldner Einsiedler und Mystiker Bruder Klaus, der vor seiner religiösen Berufung als Nikolaus von Flüe Ratsherr, Richter und eidgenössischer Gesandter war, sollte schon bald nicht nur als ›National‹heiliger verehrt, sondern in der Literatur zur geradezu mythischen Figur des neuen Staates erhoben werden.

Ein wichtiger Markstein auf dem Weg zu einem eigenständigen Staat war die Auseinandersetzung, die – je nach dem Blickwinkel, aus dem heraus sie gesehen wurde – Schwaben- oder Schweizerkrieg hieß. Sie führte 1499 zur de facto Abtrennung vom römischen Reich. Nur kurze Zeit später wurde in der Schlacht von Marignano 1515 dem Großmachtstreben der Eidgenossen ein Ende gesetzt. Dass man sich spätestens ab jetzt innerhalb des großen deutschen Sprachraums einer gewissen kulturellen Eigenständigkeit bewusst war, zeigt die Entwicklung einer ›eydgenössischen Landspraach‹ im 16. Jh. Eine Vielzahl von Dichtern bekannte sich zu ihr, ohne deshalb einer einheitlichen auf festen Regeln beruhenden Schreibsprache das Wort zu reden. Die Variationsmöglichkeiten waren überaus groß, aber es gab Richtlinien, deren Einhaltung mehr oder weniger versucht wurde. Vor allem Renward Cysat hat – u. a. in seinem *Dictionarius vel Vocabularius Germanicus diversis linguis respondens* über die Besonderheit des ›helvetischen‹ oder ›schwyzerischen‹ Deutsch reflektiert und es gegenüber dem ›hochtütsch‹ abgegrenzt.

Hafen jn hochtütsch Topff / Ein Modius jst bey den Eydgnossen ein Mütt, vnd by iren Nachpuren, den Hochtüttschen, ein Sester. Ancken, die Vsslender nennend's Schmaltz.

Es handelt sich hierbei keineswegs um eine bloße Verschriftlichung gesprochener Mundart, auch wenn die Grenze zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ungleich weniger scharf gezogen war als im 17. und dann vor allem im 18. Jh., sondern um den dezidierten Versuch, sich eine eigene Sprachidentität zu geben. Nicht zuletzt weist die »begrenzte Uneinheitlichkeit« (W. Haas) der ›Landspraach‹ wohl auch und gerade auf die Entwicklung einer Schweiz hin, welche sich charakterisieren lässt als Einheit in Vielfalt. Die Reformation (Anfang 16. Jh.) mit ihrem dezidiert schweizerischen Sonderweg durch den Zürcher Huldrych Zwingli und den französischen Rechtsgelehrten Johannes Calvin, sowie die vornehmlich von Jesuiten und Kapuzinern initiierte Gegenreformation (ca. 1550–1650) führten nicht nur zu permanenten Krisen und Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen, sondern prägten ganz entscheidend das kulturelle Leben: barocke Repräsentation, Schaulust und pompöse Festinszenierung in den altgläubigen Orten, rigide Disziplinierung des Lebens in den reformierten Regionen. Doch trotz dieser konfliktträchtigen inneren Spaltung wird gerade in den je nach Konfession so unterschiedlichen literarischen Werken deutlich, dass die Eidgenossenschaft als gemeinsames Ganzes gesehen wird. Denn ungeachtet aller konfessionellen Polemik in Dramen, Totentänzen, politischen Liedern und Flugschriften fehlt nur selten der dringende Appell an eine geeinte und gefestigte Eidgenossenschaft.

Als Literaturlandschaft verliert die Schweiz im 17. Jh. an Bedeutung. Innovative Impulse gehen jetzt von anderen Regionen Deutschlands aus, allen voran Schlesien. Dies mag zum einen daran liegen, dass die höfische Kultur, welche in hohem Maß Kunst und Literatur des Barock initiierte und förderte, in der Schweiz nicht existierte, zum anderen aber auch daran, dass die

Schweiz von dem beherrschenden, die deutsche Literatur in vielfältiger Weise intrigierenden Ereignis weitgehend verschont blieb: dem Dreißigjährigen Krieg. Nur eine markante Figur kennt die Schweizer Literatur in diesem Zusammenhang: Georg Jenatsch (1596–1639), den ehemaligen reformatorischen Pfarrer, der 1621 den katholischen Pompejus Planta, den Anführer einer Söldnertruppe, die für die Ermordung von 500 Protestanten im Veltlin verantwortlich war, tötete, später zum katholischen Glauben übertrat, sich mit Österreich und Spanien verbündete und 1639 von einem Sohn Plantas ermordet wurde. Den vom Krieg gebeutelten Zeitgenossen erschien dennoch die Schweiz als »irdisch paradisi«, denn

da war gantz keine Forcht vor dem Feind / keine Sorg vor der Plünderung / und keine Angst / sein Gut / Leib und Leben zu verlieren / ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum / und zwar gegen andern Teutschen Ländern zu rechnen / in lauter Wollust und Freud. (J. J. v. Grimmelshausen)

Kriege und Krisen im 17. Jahrhundert

Dieses Bild von außen hielt und hält sich hartnäckig ungeachtet aller inneren Spannungen und Krisen. Folgenlos blieb der Dreißigjährige Krieg allerdings auch für die Schweiz nicht. Denn der Westfälische Friede (1648) beendete nicht nur den Dreißigjährigen Krieg, sondern schrieb nun auch de iure die Unabhängigkeit der Schweiz fest. Neue Stabilität war damit aber keineswegs verbunden, im Gegenteil, eine Wirtschaftskrise führte ab 1652 zu Unruhen, die sich 1653 im Bauernkrieg entluden und mit einem eindeutigen Sieg der Obrigkeit gegenüber den Bauern endete. Glauben wir Jakob Baechtold, der vor hundert Jahren die bis heute einzige umfassende Literaturgeschichte der Schweiz geschrieben hat, so ist Krisenstimmung auch in der Literatur angesagt, sei doch in ihr nichts als ein Rückzug in die geistige Enge zu beobachten. Und Emil Ermatinger doppelte in seinem Buch *Dichtung und Geistesleben der Deutschen Schweiz* nach, wenn er konstatiert: »Zu keiner Zeit bietet die Geschichte der Schweiz ein so klägliches Bild wie im siebzehnten Jahrhundert.« Einzeluntersuchungen – vor allem zum Theater – haben dieses Bild zwar relativiert, aber nicht aus der Welt schaffen können. Dies liegt sicher nicht zuletzt daran, dass eine Vielzahl von Texten des 17. Jh.s, allen voran die Casualcarmina unediert in den Archiven lagern und selbst edierte Werke in Vergessenheit geraten sind. Ein wirklicher Überblick wird auch hier nicht geleistet werden können, aber die Nennung einzelner Werke und Autoren sollte wenigstens dazu führen, dass man sich ohne Vorurteile den spezifischen Formen der Barockdichtung nähern kann.

Angesichts des nahezu tausend Jahre umfassenden Zeitraums, der hier behandelt werden soll, kann es nicht das Ziel sein, einfach Namen und Werke aufzuzählen, sondern es gilt, die Eigenheiten zu fokussieren, welche sich aus der regionalen Konstellation ergeben, und innovative Elemente daraufhin zu befragen, inwiefern sie sich aus dem geographischen, politischen und sozialen Raum heraus entwickeln. Nicht Vollständigkeit wird angestrebt, sondern Exemplarität. Neben aufgrund von Geburt und Aufenthaltsort »echten« Schweizern werden Handschriften aufgenommen, welche sich im Besitz von Schweizer Klöstern und Bibliotheken befinden, Autoren, welche aus dem heutigen Gebiet der Schweiz stammen, aber an Nichtschweizer Orten tätig waren, anonyme Werke, welche in der heutigen Schweiz angesiedelt sind, bzw. sich dezidiert Schweizer Themen annehmen, Werke, welche von Schweizer Mäzenen in Auftrag gegeben wurden, sowie Dichter, die zwar nicht in der Schweiz geboren sind, aber dort lebten und wirkten. Nie sollte aus dem Blick geraten, dass die deutschsprachige Literatur, um die es gehen wird, nur einen kleinen Teil der literarischen Produktion ausmacht. Zwar bestimmte die

deutsche Sprache sowohl politisch, als auch literarisch die Schweiz bis 1798, aber neben dieser gegenüber dem Französischen und Italienischen dominierenden Volkssprache war bis zum Ende des hier besprochenen Zeitraums Latein die dem Deutschen überlegene Kultur- und Bildungssprache.

Literarische Topographie

Klöster, Höfe und Städte im Mittelalter waren nicht nur ökonomische und machtpolitische Zentren, sie boten auch die notwendige Infrastruktur für die Entstehung einer Literaturszene. Denn nur sie verfügten über die Kenntnisse und die finanziellen Mittel, um literarische Vorlagen zu beschaffen, sowie Schreibmaterial und Schreibstoff bereitzustellen, sie besaßen geschulte Schreiber und wussten Literatur einzusetzen als Mittel zur Erziehung, zur Repräsentation sowie zur Legitimierung des Herrschaftsanspruchs. Und sie boten den Rahmen für den Auftritt adeliger Sänger, wandernder Berufsdichter und Geschichtenerzähler sowie für die Aufführung geistlicher und weltlicher Schauspiele. Adelige Minnesänger haben auch auf heutigem Schweizer Gebiet ihre Spuren von der Westschweiz bis in den Thurgau hinterlassen. Dennoch wird hier keine eigentliche Hofkultur fassbar. Umso mehr waren es Klöster und Städte, welche die literarische Landschaft beherrschten. Frauenklöster wie Töss bei Winterthur, Ötenbach in Zürich, St. Katharinental bei Dießenhofen verfügten nicht nur über bestens ausgestattete Skriptorien, sondern beherbergten visionär begabte Schwestern, denen sich die göttliche Stimme in deutscher Sprache offenbarte und deren Viten in sog. Schwesternbüchern gesammelt wurden. Freiburg gehörte Ende des 16./Anfang des 17. Jh.s zu den geistig lebendigsten Städten der katholischen Schweiz. Als Sitz der französischen Ambassadoren wurde Solothurn im 17. Jh. eine blühende Metropole des Barock. Die bedeutendsten Zentren der literarischen Produktion aber waren die fünf folgenden Städte.

St. Gallen

Eine entscheidende Rolle bei der Entstehung deutschsprachiger Schriftlichkeit weit über die heutigen Schweizer Landesgrenzen hinaus kommt dem Kloster St. Gallen zu. Bereits Gallus, aus dessen Eremitenzelle 719 das Kloster entstanden ist, soll in der alemannischen Volkssprache gepredigt haben. Die erste kulturelle Hochblüte erlebte das Kloster im 9. und 10. Jh., als unter Äbten wie Gozbert, Grimald, Hartmut und Salomo bis zu 100 Schreiber im Skriptorium eine Vielzahl prachtvoller Codices herstellten und die Klosterschule den Ruf äußerster Gelehrsamkeit gewann. Auch wenn die bedeutendsten literarischen Werke in Latein verfasst waren, gibt es von Anfang an Hinweise auf althochdeutsche Schriftlichkeit, angefangen bei zahlreichen Glossen und Schreiberversen über ein althochdeutsches Galluslied Ratberts, das allerdings nur in lateinischer Übersetzung die Zeit überdauerte, bis hin zu den frühmittelalterlichen Übersetzungen lateinischer Schulwerke durch Notker III. Doch nicht allein die eigene literarische Produktion macht die literarhistorische Bedeutung des Klosters und der Stadt St. Gallen aus, sondern auch die rege Sammeltätigkeit deutscher Literaturdenkmäler. Dies beginnt mit dem *Abrogans*, einem lateinisch-althochdeutschen Synonymenwörterbuch Ende des 8. Jh.s, setzt sich fort in einer Fuldaer Abschrift der Evangeli-



Das Kloster St. Gallen

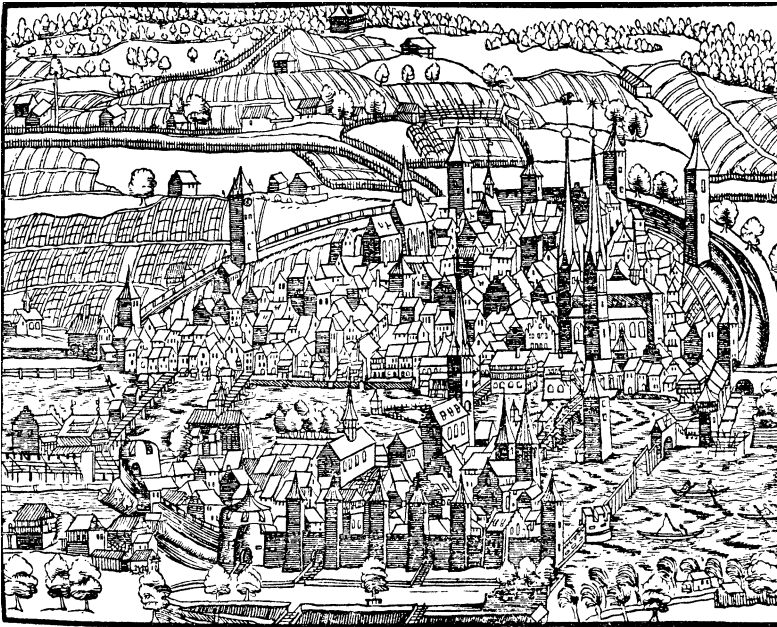
enharmonie nach Tatian (um 850) und reicht bis hin zur weltlich fiktionalen Literatur. Mit Rudolf von Steinach (urk. belegt 1209–1221) wird im *Guoten Gerhard* des Rudolf von Ems erstmals ein Ministerialer als Auftraggeber genannt. Traditionsverbundenheit bei gleichzeitiger Innovation kennzeichnet die Chronistik, allen voran die *nüwen Casus monasterii Sancti Galli* des Christian Kuchimaister im 14. Jh. Außenwirkung zeigen die Predigten und Traktate des aus St. Gallen stammenden, aber in Prag und dem bayerischen Raum wirkenden Predigers Heinrich von St. Gallen. Im Nachlass des Aegidius Tschudi findet sich eine Sammelhandschrift, in der vor allem die 21 Kleinerzählungen des sog. *Schweizer Anonymus* von Bedeutung sind. 1768, in einer Zeit als St. Gallen erneut das bedeutendste Kloster der Eidgenossenschaft war, gelangte eine, wahrscheinlich im St. Galler Raum entstandene illuminierte Sammelhandschrift in die Bibliothek, in der Wolframs von Eschenbach *Parzival*, die berühmte Handschrift B des *Nibelungenlieds*, die *Klage*, Strickers *Karl der Große* und Wolframs *Willehalm* vereinigt sind. Zumindest einer der vier Schreiber einer um 1300 entstandenen prachtvoll illuminierten Handschrift mit der ein halbes Jh. früher entstandenen *Weltchronik* des Rudolf von Ems und – daran anschließend – dem Kreuzzugsepos *Karl der Große* des Stricker, der Zürcher Chorherr Konrad, dürfte aus St.

Gallen stammen. Seit 1740 wird der Codex in der Kantonsbibliothek (Vadiana) aufbewahrt, die ihr Entstehen dem bedeutenden Humanisten und Reformator Joachim von Watt (Vadianus) verdankt, vermachte er doch der Vaterstadt seine ca. 1250 Titel umfassende Bibliothek. Konfessionell zweigeteilt wurden Stadt und Kloster im 16. Jh., als die Stadt sich bereits früh zur Reformation bekannte. Hatten beide, Kloster und Stadt, bis zur Mitte des 17. Jh.s dennoch weitgehend einhellig zusammengearbeitet, um dem Druck von außen standzuhalten, so führten danach die Versuche des Klosters, die Bevölkerung wieder zum Katholizismus zu bekehren, zu häufigen Spannungen und Konflikten. Literarisch bedeutsam war, dass aller reformierten Theaterfeindlichkeit zum Trotz im 17. Jh. Schulaufführungen und sogar öffentliche Schauspiele stattgefunden haben.

Zürich

Der literarische Ruhm Zürichs ist eng verknüpft mit der Manessischen Liederhandschrift. Nach Auskunft Meister Hadlaubs waren es Rüdiger Manesse und sein Sohn Johans, denen wir die größte und prunkvollste Sammlung mittelalterlicher Lyrik verdanken. Ausgestattet mit farbenprächtigen Autorenbildern haben in ihr 140 Dichter aus einem Zeitraum von über 180 Jahren mit mehr als 6000 Strophen Aufnahme gefunden. Über die Hälfte davon sind nur in diesem Codex überliefert.

Die Familie Manesse gehörte zu den angesehenen Ratsgeschlechtern, die im letzten Drittel des 13. Jh.s die städtische Politik bestimmten. Es war eine politisch, gesellschaftlich und kulturell von Aufbruch und Umbruch bestimmte Zeit. Repräsentative mit aufwändigen Wandmalereien ausgestattete Wohntürme ersetzten mehr und mehr die früheren Holzbauten, der Handel blühte, doch die Führungsposition der ritterlichen Adelsgeschlechter war durch die Niederlage gegen den Habsburger Albrecht 1292 gefährdet. Es galt, sich dem mächtigen Herrn wieder vorsichtig anzudienen. In diesem Kontext ist die Sammlung und Archivierung von Liedern, in denen sich adeliges Selbstverständnis bzw. eine höfische Kultur artikuliert, weit mehr als nur literarische Begeisterung. Sie besitzt hohen Repräsentationswert und kann daher öffentlicher Imagepflege dienen (entsprechend heißt es bei Hadlaub in der Manessischen Liederhandschrift: »ir ère prüevet man dabî«). Der illustre »Manesse-Kreis«, der zusammen mit Rüdiger Manesse Hadlaub angeblich in seinem Minnedienst unterstützt, u.a. die Fürstäbtissin vom Fraumünster und der Bischof von Konstanz mit seinem Bruder, zeugt denn auch mehr von diesem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Inszenierung denn von historischer Realität. Denkbar ist sogar ein politischer Hintergrund. Denn alle genannten Teilnehmer im Hadlaublich sind als loyale Habsburganhänger bekannt, was Rüdiger Manesses Bestreben, wieder die Gunst Albrechts zu gewinnen, nur recht sein konnte. Literatur und Politik sind kein Gegensatz, sondern im Gegenteil eine ideale Verbindung. Dies zeigt etwa auch eine Abschrift des *Schwabenspiegels*, in der als Blattfüllsel eine Reihe von Liedstrophen eingefügt ist. Dass das literarische Mäzenatentum in Zürich um 1300 Konjunktur hatte, zeigen verschiedene andere Handschriften, welche zweifelsfrei hier entstanden sind: Fragmente einer *Parzival/Tristan* Handschrift aus dem letzten Drittel des 13. Jh.s, eine vollständige *Parzival*handschrift, Bruchstücke verschiedener Romane: des *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, des *Partonopier und Meliur* Konrads von Würzburg, des *Cligès*, wahrscheinlich von Ulrich von Türheim, u.a. Und schließlich haben sich auch einige Zürcher selbst als Dichter einen Namen gemacht: Johannes Hadlaub,



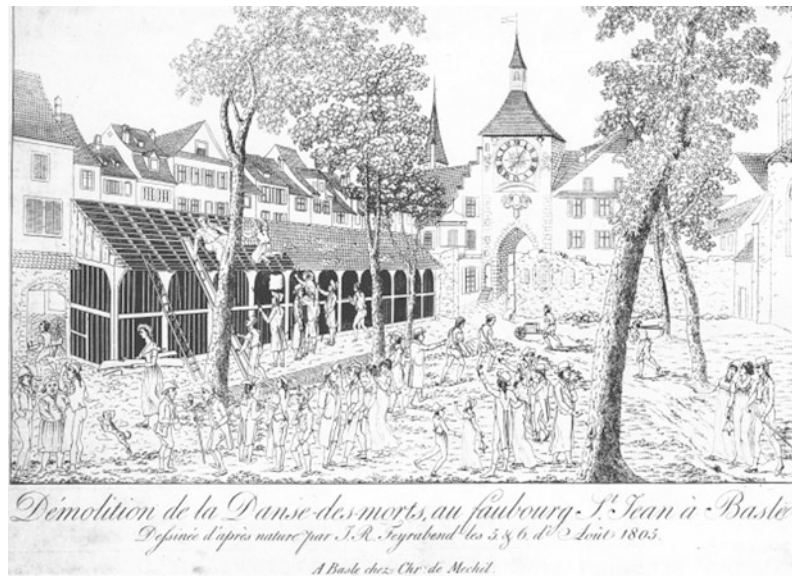
Die Stadt Zürich Anfang
des 16. Jahrhunderts

Meister Heinrich Teschler, Jakob von Warte als Minnesänger, Eberhard von Sax als Marienpreisdichter, Johannes von Konstanz mit einer *Minnelebre*. Für weniger Talentierte waren möglicherweise die gereimten Liebesbriefe als Vorlage gedacht, welche 1843 zwischen zwei Dachbalken in einem Haus am Rennweg gefunden wurden.

Einschneidende Veränderungen auch und gerade des literarischen Lebens brachte die Reformation mit sich. Sie nahm mit Huldrych Zwingli ihren Anfang in Zürich und machte die Stadt – zusammen mit Genf, der Stadt des französischen Rechtsgelehrten und Reformators Johannes Calvin – zum Zentrum der reformatorischen Bewegung. Bereits 1523 hatte der Zürcher Rat das Reformprogramm des Leutpriesters am Großmünster, die »67 Schlussreden«, angenommen und in kurzer Zeit durchgesetzt. Fünf Jahre vor Luthers Bibelübersetzung, zwischen 1524 und 1529, gab Zwingli die *Zürcher Bibel* heraus, die in Zusammenarbeit mit Leo Jud, einigen ehemaligen Chorherren und dem Buchdrucker Christoph Froschauer entstanden war. Nachdem im sog. Abendmahlsstreit mit Luther keine Einigung erzielt werden konnte, ging die Reformation in der Schweiz eigene Wege, was sich auch auf das kulturelle Leben in Zürich und ganz generell in allen reformatorischen Städten auswirkte. Bildersturm und äußerst rigide Vorschriften der Lebensführung waren für eine lebendige Literaturszene wenig geeignet. Theater war seit der Mitte des 16. Jh.s nur noch in höchst eingeschränktem Maß erlaubt und ab dem 17. Jh. ganz verboten. Predigt und Didaxe standen im Vordergrund. Mit den sich zunächst in erzieherischer Absicht an die Jugend richtenden Neujahrsblättern entwickelt sich ab 1645 eine Form des Einblattdrucks, die – wenn auch in veränderter Form – eine »Spezialität« Zürichs geblieben ist.

Das Zwinglianische Zürich

Abbruch des Basler Totentanzes: 1805 wurde der Totentanz abgerissen, der um 1440 auf den Verputz der Innenseite der Friedhofsmauer des Dominikanerklosters gemalt worden war. (Radierung von J. R. Feyrabend, 1805)



Basel

Auch Basel erlebte im 13. Jh. einen ungeheuren Aufschwung. Im *Lob der rheinischen Städte* preist sie ein unbekannter Dichter als »dú vil werde«, die ihresgleichen sucht. Die ehemalige bischöfliche Untertanenstadt war zur freien Stadt geworden, Bürger übernahmen vermehrt an Stelle der Adeligen die Führung, die Handwerker schlossen sich zu Zünften zusammen. Dies hinderte sie allerdings nicht daran, bis weit ins 15. Jh. der ritterlich-höfischen Kultur nachzuleben. Alle Bedingungen für literarisches Mäzenatentum waren erfüllt: Reichtum, kulturelles Interesse und einander konkurrierende Geschlechter. Der Minnesänger Walter von Klingen lebte die letzten Lebensjahre in Basel und setzte sich abgesehen von seinen Liedern in dem von ihm gestifteten und nach ihm benannten Frauenkloster in Kleinbasel ein Denkmal. Bürger wie der Bürgermeister Peter Schaller, Aufsteiger wie Arnold Fuchs und Heinrich Merschant, Zünfter wie Johann Arguel, Adelige wie der Kanoniker des Basler Domstifts Dietrich an dem Orte oder der Archidiakon Liutold von Roetelen, gehörten zu den potenten Auftraggebern Konrads von Würzburg. Plastiken, z. B. im Münster belegen die Rezeption weltlich fiktionaler Literatur, etwa der Dietrichsepik. Erstaunlich ist es daher, dass sich keine Handschriften aus Basler Besitz erhalten haben. Nur eine späte Bearbeitung und Erweiterung von Lamprechts Alexander, der sog. *Basler Alexander* ist wohl hier entstanden. Ihre eigentliche kulturelle Hochblüte erlebte Basel zunächst als Konzils-, dann als Universitätsstadt im 15. und 16. Jh. Die Literatur drängte in Verbindung mit dem Bild in den öffentlichen Raum, sei dies in Form des Totentanzes oder in Form des Theaters, an dem die örtlichen Honoratioren nicht nur als Zuschauer, sondern selbst als Schauspieler teilnahmen. Reformation und Humanismus gelang trotz divergierender Positionen ein fruchtbares Nebeneinander. Namen wie Sebastian Brant, Ulrich von Hutten, Johannes Oekolampad, Erasmus von Rotterdam, Felix Platter, Sebastian Münster oder auch Christian Wurtsen stehen für ein reges, von er-

staunlicher Offenheit geprägtes intellektuelles Leben. Für die Verbreitung auch höchst umstrittenen Gedankenguts sorgten die zahlreichen Druckereien, welche schon am Beginn des 16. Jh.s Basel zu einem Zentrum des neuen Mediums haben werden lassen. Die Werke Martin Luthers wurden von hier aus genauso verbreitet wie eine lateinische Übersetzung des Korans (1542), die Gesamtausgabe der Werke Erasmus' von Rotterdam nur vier Jahre nach seinem Tod (1540) oder auch die gesammelten Schriften des Paracelsus. Einen Umschwung brachten die 80er Jahre des 16. Jh.s. Mit dem Einzug der Gegenreformation verstärkten sich die repressiven Tendenzen, im Zentrum stand ein nahezu obsessiver Ordnungsgedanke, der wenig Raum ließ für kreative oder intellektuelle Neugier.

Luzern

Eine herausragende Rolle darf Luzern im literarischen Leben der Schweiz beanspruchen. Die Stadt, trotz sehr viel längerer Besiedelung erst 1210 als solche erwähnt, entwickelte sich in mancherlei Hinsicht anders als Basel und Zürich. Als erste Stadt trat Luzern 1332 dem ›Ewigen Bund‹ der Waldstätte bei, nachdem sich die Bürger bereits 1330 zu einem Bund gegen die österreichische Herrschaft zusammengeschlossen und das wichtige Schultheißenamt in ihre Gewalt gebracht hatten. 1386 nach der Schlacht von Sempach erfolgte dann auch de facto die Loslösung von Habsburg. 1412 wird Luzern freie Reichsstadt unter der Regierung eines relativ kleinen Kreises aristokratischer Geschlechter, die ihr Amt jeweils der nächsten Generation vererbten. Der Reformation trotzte Luzern beharrlich und übernahm die Führung der katholischen Orte, die sie im 16. und 17. Jh. in den verschiedenen Konfessionskriegen zu behaupten wusste. Literaturgeschichtlich interessant ist Luzern als Theaterstadt. Gut dokumentiert sind 18 Aufführungen des Luzerner Osterspiels zwischen 1453 bis 1583, die auf dem Weinplatz gespielt wurden. 1470 wird die erste und im Folgenden auch bedeutendste städtische Spielgemeinschaft, die ›Bruderschaft zur Dornenkrone‹ gegründet. Zu ihren Mit-



Der Weinmarkt von Luzern, damals noch Fischmarkt genannt, war nicht nur wichtigster Warenumschlagplatz der Stadt, sondern im 16. Jahrhundert Schauplatz zahlreicher Theateraufführungen

gliedern zählten die einflussreichsten Bürger. Ihnen oblag die gesamte Organisation der alle fünf bis zehn Jahre stattfindenden Aufführungen. Aus ihren Reihen rekrutierten sich die oft mehr als hundert Schauspieler. Die Finanzierung wurde von der städtischen Obrigkeit übernommen. Neben die religiösen Spiele traten seit dem 16. Jh. die Fastnachtsspiele. Dank dem Stadtschreiber und Polyhistor Renward Cysat hat sich eine Vielzahl dieser Spiele mit z.T. aufschlussreichen Regieanweisungen und Zeichnungen von Bühnenbildern erhalten. Vor allem seine Inszenierung des Luzerner Osterspiels 1583 ist bis in alle Details überliefert. Sie dauerte zwei ganze Tage, an denen jeweils zwölf Stunden ununterbrochen gespielt wurde. Genaue Bühnenzeichnungen belegen die Umgestaltung des öffentlichen städtischen Raums zu einem *theatrum mundi*, in dem das Heilsgeschehen abgehandelt wird. Solche Theateraufführungen waren für die Luzerner Obrigkeit ein Prestigeunternehmen, zu dem auch aus umliegenden Gegenden eingeladen wurde, um die eigene Stärke und das Festhalten am katholischen Glauben zu demonstrieren. Nachdem 1574 die Jesuiten in Luzern ansässig geworden waren und mit dem Ritterschen Palast eines der repräsentativsten Gebäude von der Stadt erhalten hatten, übernahmen sie 1616 die Leitung der Spiele und führten diese Tradition als Schultheater bis weit ins 18. Jh. fort.

Bern

Bern tritt als Literaturstadt seit dem Beginn des 14. Jh.s in Erscheinung. In Ulrich Boner hatte die Stadt einen Autor, der aufgrund seiner Fabelsammlung bis zum Ende des 15. Jh. als eigentlicher »meister esopus« im deutschsprachigen Raum verehrt wurde. Seine politisch wie kulturell »große Zeit« erlebte Bern aber vor allem im 15. und 16. Jh. Dank einer geschickten Bündnis- und Expansionspolitik war die jüngste der Schweizer Städte nicht nur größter Stadtstaat nördlich der Alpen geworden, sondern beherbergte in ihren Mauern auch eine Vielzahl von Gelehrten, Künstlern und Dichtern. Sie kamen von außerhalb, vornehmlich, um sich an den ehrgeizigen Bauprojekten zu beteiligen, aber auch, um die 1481 gegründete, weit über die Stadt hinaus bekannte und von bedeutenden Humanisten geführte Lateinschule zu besuchen, oder, um sich zu Schreibern und Magistraten in der Berner Kanzlei ausbilden zu lassen. Literarischen Ruhm erwarb sich die Stadt aber vornehmlich dank zwei angesehenen Stadtbürgern, dem Ratsherrn, Schultheiß und Diplomat Thüring von Ringoltingen, dessen Prosaroman *Melusine* zur Weltliteratur zählt, sowie dem Maler, Dichter und Politiker Niklaus Alemann, besser bekannt unter dem Namen Niklaus Manuel Deutsch, dessen Totentanz den öffentlichen Raum genauso beherrschte wie seine Spiele, die bis zur Einführung der Reformation in den Berner Straßen zur Aufführung kamen. Städtisches Selbstbewusstsein spricht aus den seit dem ersten Drittel des 15. Jh.s im Auftrag des Rats entstehenden Stadtgeschichten von Justinger (ca. 1420), Diebold Schilling d. Ä. (1483) und Michael Stettler (1627). Im 17. Jh. führte die zunehmende Aristokratisierung der politisch einflussreichen Geschlechter zu einer Bevorzugung der französischen Sprache. Eine eigentlich höfische Kultur konnte sich aber nicht entwickeln, weil Zwinglianer und Calvinisten derartige Bestrebungen entschieden bekämpften.



Nur die beiden Wahrzeichen der Stadt, der Christoffel- und der Zeitglockenturm zeigen, dass es sich bei der Stadtansicht um Bern handeln soll (aus der Tschachtlan-chronik)

Autorentypen

Notker III.: Übersetzer und Lehrer

Notker III. mit dem Beinamen ›Labeo‹, (der mit der breiten Unterlippe) in Abgrenzung zu den anderen Notkeren, wurde wahrscheinlich um 950 in der Gegend von Wil oder Jonschwil geboren. Er war kein Dichter, sondern Übersetzer. Gleichwohl hat er für die Sprach- und Literaturgeschichte einen kaum zu überschätzenden Beitrag geleistet. Nicht umsonst ist er bereits von seinen Zeitgenossen auch als *Teutonicus*, als einer der Deutsch schreibt, bezeichnet worden. Die geradezu revolutionäre Innovation dieses Unterfangens war ihm selbst bewusst, wenn er in einem Brief an Hugo von Sitten 1015 von seinem »beinahe unerhörten« Unternehmen (*rem paene inusitatam*) spricht. Die Sprache und Schrift der Gebildeten war Latein, die Verwendung des Deutschen bedurfte der Legitimation. Für Notker lag diese vor allem in den Vorteilen eines muttersprachlichen Unterrichts. Zu diesem Zweck und aus »Liebe zu seinen Schülern« (*propter caritatem discipulorum*) übersetzte er vornehmlich Texte, die den Bereich der *septem artes liberales*, der sieben freien Künste oder *siben buochliste* (sieben Buchkünste), wie er es nannte, umspannten. Ergänzt wurden diese um Übersetzungen schulischer Pflichtlektüren: Boethius' *Consolatio Philosophiae* (Trost der Philosophie), Aristoteles' Kategorien und Hermeneutik, die spätantike, allegorisierende Artes-Dichtung



»Aus Liebe zu seinen Schülern« übersetzte Notker Labeo oder Teutonicus zahlreiche Schultexte. Die lateinische Vorlage ist dabei mit roter Tinte geschrieben, die althochdeutsche Übersetzung und Erläuterung in schwarzer

De nuptiis Mercurii et Philologiae (Hochzeit Merkurs mit der Philologie) des Martianus Capella, biblische Texte – ein vollständig erhaltener *Psalter*, ein am Tag seines Todes vollendeter, aber leider verlorener *Hiob* und das *Hohe Lied* – sowie antike Werke wie Vergils *Bucolica* und die *Disticha Catonis*, eine Spruchsammlung, die das ganze Mittelalter hindurch Vorlage für didaktische Schriften blieb. Auch Notkers lateinische Schulwerke sind meist mit althochdeutschen Erklärungen ergänzt oder auch bereits zweisprachig konzipiert (*De syllogismis*).

Schon die Zeitgenossen, allen voran sein Schüler Ekkehard IV., erkannten die Bedeutung des »unvergleichlichen Lehrers«, der 1022 an der Pest gestorben war. Hochgelehrt, getrieben von tiefer Religiosität und schulisch-pädagogischem Eifer, entwickelte er zum ersten Mal in St. Gallen höchste Kompetenz in volkssprachigem Schreiben. Die Verwendung von Sprichwörtern und Sentenzen gehörte dazu genauso wie die Neubildung althochdeutscher Wörter sowie die Fähigkeit zu einer selbständigen, nicht dem Latein entlehnten, sondern der gesprochenen Sprache nahestehenden Diktion, die dennoch für jedes lateinische Wort das genaue Äquivalent fand. Auch wenn Kloster- und Schulreformen bereits kurz nach Notkers Tod das Bildungswesen veränderten, wurden doch bis ins 14. Jh. seine Werke rezipiert und seine Arbeit in einer den neuen Zeiten angepassten Form fortgeführt.

Konrad von Würzburg, der »ausländische« Berufsdichter



Konrad von Würzburg: Auf der Miniatur im Codex Manesse diktiert der Dichter dem Schreiber seine Werke

Konrad stammt, wie sein Beiname verrät, nicht aus dem alemannischen Raum. Doch zweifellos hat er ca. 20 Jahre seines Lebens in Basel verbracht und dort Spuren hinterlassen, die ihn, den »Ausländer« und Vertreter höfisch-ritterlicher Dichtung innerhalb der Stadt, zum integralen Bestandteil der Basler Literaturgeschichte machen: In fünf seiner Werke nennt er bekannte Basler Persönlichkeiten als seine Mäzene: im Märchenroman *Partonopier und Meliur* den Führer der Adelspartei Peter Schaler, im gewaltigen, nicht mehr von ihm abgeschlossenen Antikenroman *Trojanerkrieg* den Domherrn und Cantor Dietrich an dem Orte, in der Legende *Silvester* den angesehenen Domherrn Liutold von Roetelen, im *Alexius* die beiden Bürger Johannes von Bermeswil und Heinrich Isenlin, im *Pantaleon* den ebenfalls einflussreichen Bürger Johannes von Arguel. An der Spiegelgasse (der heutigen Augustiner-gasse) besaß er ein Haus, seine Frau hieß Berchta, seine beiden Töchter Gerina und Agnesa. So steht es im Anniversarienbuch des Basler Münsters unter dem 31. August, das als Grablege die Maria-Magdalena-Kapelle angibt. 1287, vermerken die Colmarer Annalen, ist Konrad, »in theutonico multorum bonorum dictaminum compilator« (Verfasser vieler guter Dichtungen in deutscher Sprache), gestorben. Sein Geburtsdatum kennen wir genauso wenig wie seine ständische Herkunft. Die Colmarer Annalen bezeichnen ihn als »vagus«, d.h. als Fahrennden, was darauf schließen ließe, dass er erst in Basel sesshaft geworden ist. Die häufige Anrede als »Meister« (magister) deutet auf eine gelehrte Schulbildung, die sich in seinem Werk bestätigt. Konrad konnte zweifellos Latein, hatte eine große Literaturkenntnis und verfügte über juristisches, heraldisches und theologisches Wissen. Nie wird er als »her« bezeichnet, auf seinem Autorenbild in der Manessischen Liederhandschrift fehlt das Wappen, was für eine nichtadelige Abstammung spricht, die er selbst indirekt bestätigt: »wære ich edel, ich tæte ungerne eim iegelichen tören liep«. (Wäre ich adelig, ich würde keinem Dummkopf Gutes tun.)

Sein Werk weist ihn als überaus produktiven und vielseitigen Dichter aus: Mit Ausnahme des Artusromans ist nahezu jede Gattung vertreten: Legenden

(*Engelhardt; Silvester; Alexius; Pantaleon*); Minne- und Aventiureroman (*Partonopier und Meliur*); Antikenroman (*Trojanerkrieg*); Mariendichtung (*die Goldene Schmiede*), Lieder (23 Minnelieder), Leich, Sangspruch, Mären (*die halbe Birn; Herzmære*), kleine Erzählungen (*Schwanritter; der Welt Lohn; Heinrich von Kempten*).

Unmittelbar historische Anspielungen auf Basel und/oder die Mäzene finden sich nicht. Die Wahl der Themen kann aber z.T. als Reflex auf die politischen Verhältnisse verstanden werden. So existierte eine Pantaleon-Bruderschaft in Basel, die sich aus Handwerkern zusammensetzte. Der Auftraggeber des *Pantaleon*, Johannes von Arguel, schlug sich in der Auseinandersetzung der Zünfte mit dem Patriziat auf deren Seite. Kaum Verbreitung hatte der Alexius-Kult in Basel. Doch ist es wohl kaum Zufall, dass die Auftraggeber für die Legende um Alexius, den Patron von Bettlern und Pilgern, sich karitativ betätigten. Der *Silvester* könnte mit seiner Darstellung einer Zusammenarbeit von geistlicher und weltlicher Obrigkeit auf die Auseinandersetzung zwischen dem Basler Bischof und Graf Rudolf von Habsburg 1268 anspielen. Troja ist zwar kaum mit Basel zu vergleichen, bot aber »Identifikationspotential für einen stadadeligen Rezipienten« (E. Lienert).

Konrad repräsentiert den vielseitigen Berufsautor, der in der Stadt Basel ein zahlungswilliges und zahlungskräftiges Publikum fand, das höfische Lebensformen adaptierte und Literatur als Mittel zur Repräsentation wahrnahm.

Meister Johannes Hadlaub, der ›Schweizer‹ Minnesänger

Der wohl bekannteste Schweizer Minnesänger ist Johannes Hadlaub. Zum einen verdankt sich diese Bekanntheit seinem berühmten Gönnerlob, nach dem die Manessische Liederhandschrift in Zürich entstanden ist, zum anderen aber auch seinen Liedern selbst, in denen er (pseudo-)biographische Details preisgibt, welche nicht zuletzt Gottfried Keller zu seiner Novelle *Hadlaub* inspiriert haben.

Urkundlich tritt Hadlaub nur zweimal auf. Am 4.1.1302 kaufte er ein Haus am Neumarkt 1/Ecke Froschaugasse für den stattlichen Preis von 56 Pfund Pfennige, was darauf schließen lässt, dass er sich nicht nur in den einflussreichen Kreisen der Stadt bewegte, sondern selbst auch Vermögen besaß. Im Jahrzeitbuch der Grossmünsterprobstei von 1338/39 wird sein Todestag mit dem 16. März angegeben, allerdings, wie in diesen Registern üblich, ohne Jahr. Als Meister dürfte er über eine gelehrte Schulbildung verfügt haben. Auf seine wohl wichtige, wenn auch in Einzelheiten nicht mehr rekonstruierbare Rolle bei der Sammlung und Gestaltung der Manessischen Liederhandschrift weisen verschiedene Besonderheiten: Die Überlieferung seiner Lieder ist überaus umfangreich, so dass man wohl von einem lückenlosen Gesamtwerk sprechen kann. Es fehlt über dem Textkorpus der Name, wie es im Allgemeinen üblich ist. Das Schlussblatt blieb als einziges unliniert, sollte also wahrscheinlich den Kodex beschließen. Und schließlich wurden alle seine Lieder von einem Schreiber geschrieben, dessen Handschrift sonst an keiner Stelle in der Liederhandschrift zu finden ist. Dieselbe Handschrift – dies wurde erst vor wenigen Jahren entdeckt – trägt eine zwischen 1300 und 1304 datierbare Kopie des Zürcher Richtbriefs. Oft geäußerte Vermutungen, Hadlaub selbst könnte der Schreiber seines Œuvres und als Schreiber des Richtbriefs dann auch Kanzleischreiber von Zürich gewesen sein, sind damit zwar nicht bewiesen, aber zumindest die Datierung des Codex Manesse um 1300 ist bestätigt.



Zwei Szenen aus den Liedern Hadlaubs hat der Maler ins Bild gesetzt. Oben hält der Dichter solange selbstvergessen die Hand der Geliebten bis sie ihn, bzw. hier im Bild das Hündchen, in die Hand beißt. Unten heftet er als Pilger verkleidet der in die Messe eilenden jungen Frau einen Brief an (Codex Manesse)

In seinen 54 Liedern finden sich neben den üblichen Formen des Minnesangs neue Gattungen, in denen traditionelle Inhalte verbunden werden mit realistischen Bezügen zu Gesellschaft und städtischem Leben Zürichs um 1300. In fünf Erzählliedern schildert er seinen Versuch, als Pilger verkleidet der zur Frühmette gehenden Geliebten einen Brief zuzustecken (1), er berichtet von seliger Ohnmacht, als er endlich zu ihr von hohen Herren, die er namentlich nennt, getragen wird, von ihrem »bizzzen«, als er ihre Hand nicht mehr loslassen wollte und von dem Nadelbüchlein, das sie ihm schließlich auf Drängen der versammelten Gesellschaft zuwirft (2), er beobachtet voller Wehmut ihre Zärtlichkeit zu einem Kind und liebkost dieses statt ihrer (4), findet erneut in bekannten Herren der Zürcher Gesellschaft Minnehelfer (5) und kann dann doch kein Wort mehr herausbringen, als er die Dame seines Herzens vor den Toren der Stadt unvermutet antrifft (6). Im sog. *Lied von der Haussorge* (7) klagt er über die Leiden eines Hausherrn, dem es nicht gelingt, die hungrigen Mäuler seiner Lieben satt zu bekommen, was dennoch kein Vergleich ist zu den Leiden aufgrund der Unnahbarkeit seiner Geliebten. Vor-gegebene literarische Motive erfahren auf diese Weise eine »Biographisierung«, indem sie in einen real erkennbaren Raum gestellt und mit historisch fassbarem Personal bestückt werden. Entstanden ist damit nicht eine lyrische Autobiographie, sondern eine neue, äußerst raffinierte Form von Rollenlyrik, welche den traditionellen Minnesang um eine wichtige Dimension bereichert.

Elsbeth Stigel, geistliche Freundin



Elsbeth Stigel: Die Nonne sitzt in der Initiale S am Schreibpult und liniert die Seiten des Buches, das sie gleich schreiben wird. Das Pult steht auf einer Blumenwiese, die wohl den Paradiesgarten darstellen soll

Die Figur der »Staglin« ist ein gutes Beispiel für die Schwierigkeit, Texte wirklich einem Autor bzw. in diesem Fall einer Autorin zuzuweisen, obwohl Zeitgenossen ihre Autorschaft betonten. Nahezu alles, was wir von Elsbeth Stigel zu wissen glauben, stammt aus den Schriften des Mystikers Heinrich Seuse. Seiner – wie er sie nennt – geistlichen Tochter (*geischlichū tochter*) gesteht er darin einen großen Anteil an seinem literarischen Schaffen zu. Als junge Nonne habe sie sich mit der Bitte um Belehrung an ihn gewandt, die ihr nach der Lektüre Meister Eckarts nötig erschien. Das ganze *Briefbüchlein* habe sie aus seinen Briefen an sie und an andere Nonnen zusammengestellt. Mindestens zwei Briefe weisen tatsächlich auf eine intensiv geführte Korrespondenz zwischen beiden hin. Heimlich habe sie auch die Berichte von seinem geistlichen Leben aufgeschrieben und als Vita konzipiert. Zwar habe er einen Teil dieses Materials verbrannt, nachdem er es entdeckt hatte, sei aber in einer Botschaft von Gott selbst aufgefordert worden, das noch Vorhandene zu behalten, um sehr viele Jahre später mit Hilfe dieser Aufzeichnungen seine *Vita* zu schreiben. Auch in deren zweitem Teil wird sie als Mitautorin genannt und an anderer Stelle klagt Seuse über die aufgrund ihrer Krankheit fehlende Mitarbeit. Darüber hinaus habe er auch nach ihrem Tod Lehrpartien *in ir person*, d.h. in Rollenfiktion der Staglin, ergänzt. Und schließlich sei sie auch die Verfasserin des *Tösser Schwesternbuchs*, in dem 33 Viten von Tösser Nonnen zu finden sind.

Dass Elsbeth eine wichtige Rolle im Leben und Wirken des Mystikers spielte, ist unbestritten. Ob sie aber tatsächlich Mitautorin war oder ihr nur eine Autorenrolle zugewiesen wurde, wird in der Forschung zwar heiß diskutiert, wird sich aber wohl nie ganz klären lassen. Auch ihre Beteiligung am *Tösser Schwesternbuch* wird heute als eher marginal eingestuft, lassen sich doch mindestens sechs verschiedene Schichten erkennen, die auf eine kontinuierliche Sammlung vom 14. bis ins 15. Jh. weisen. Unbestritten ist allerdings ihre Herkunft aus einer angesehenen Zürcher Familie. Ihr Vater, Rudolf



Der Tod spricht zum Maler: / »Manuel, aller Wällt Figur / Hast gemalet an diese Mur. / Nun muost stärben, da hilft kein Fund, / Bist ouch nit sicher Minut, noch Stund.« / Manuel, der Maler, gibt Antwort: / »Hilff, einiger Heyland, drum ich dich bitt! / dann hie ist keines Bleybens nit. / So mir der tod min Red wirt stellen, / So bhüet üch Gott, mine lieben Gesellen!« (Niklaus Manuel, Selbstbildnis am Schluss des zwischen 1516 und 1520 an einer Mauer des Predigerklosters in Bern gemalten Totentanzes)

Stagel, war Ratsherr und seit 1323 Verwalter der Zürcher Fleischbank. Elisabeth dürfte um 1300 geboren sein und kam wohl schon früh ins Nonnenkloster Töss bei Winterthur, wo sie zeitlebens blieb und um 1360 starb. Sie hatte offensichtlich drei Brüder, Friedrich, Otto und Rudolf, ihre Mutter hieß Margarete. So jedenfalls steht es in einer Engelberger Handschrift von Seuses *Büchlein der ewigen Weisheit*, in der sie wahrscheinlich sogar eigenhändig um das Gedenken ihrer selbst und der Familienmitglieder bittet.

Niklaus Manuel: Politiker, Reformator, Maler, Dichter

Niklaus Manuel vertritt den Typ des »Allrounders«, der sein Dichten genauso wie sein politisches Wirken als Beitrag zur reformatorischen Idee versteht. Er entstammt einer im 15. Jh. aus Chieri bei Turin eingewanderten Familie Alamand, die an der Kreuzgasse eine Apotheke führte. Noch in seinem Ehebrief 1509, dem ersten urkundlichen Beleg des zu dieser Zeit 25jährigen, heißt er Niclaus Aleman. Nur ein Jahr später wird Manuel in Anlehnung an seinen Vater Emanuel als Geschlechtsname anerkannt und an die Nachkommen vererbt. Verschlüsselt führt er aber seinen ursprünglichen Familiennamen weiter, ist doch das D in seinem Monogramm, mit dem er seine Bilder signiert, mit »Deutsch« aufzulösen, eine Übersetzung des welschen Aleman. Nicht zuletzt durch seinen Großvater mütterlicherseits, den Stadt- und Gerichtsschreiber Thüring Fricker, sowie durch seine Frau Katharina Frisching, Tochter des Ratsherrn Hans Frisching d. Ä. gehörte er in den Kreis der angesehensten Berner Familien. Bereits im Jahr seiner Eheschließung wurde er in den großen Rat aufgenommen, spätestens 1522 war er zu einem der ent-

schiedensten Vertreter der Reformation geworden, 1523 übernahm er das Amt des Landvogts von Erlach, an der Berner Disputation 1528 amtierte er als Rufer und Herold, erhielt im selben Jahr Einsitz in den Kleinen Rat und war in den letzten zwei Lebensjahren einer der führenden Politiker der Stadt. An der Tagsatzung in Baden 1529 gehörte er zu den Teilnehmern. Seine politische Karriere ist beeindruckend, macht aber nur einen kleinen Teil seines Schaffens aus. Denn zunächst scheint er als Maler begonnen zu haben, mit offensichtlich gutem finanziellen Erfolg, konnte er doch bereits 1514 ein Haus an der Gerechtigkeitsgasse kaufen, in dem er zeitlebens wohnte. 1516 zog Manuel wohl als Reisläufer und Schreiber in den Krieg, 1522 nahm er an der Schlacht von Bicocca teil, Erfahrungen, die sowohl auf sein bildnerisches als auch dichterisches Werk Einfluss nahmen. Zwischen 1516 und 1520 entstand der 100 m lange Totentanz an der Kirchhofmauer des Predigerklosters, ein eindruckliches *memento mori*, uns heute allerdings nur noch in den Umzeichnungen Albrecht Kauws überliefert, da das Original 1660 einem Straßenbau hatte weichen müssen. In 21 Szenen wurden die verschiedenen Stände und Berufe der Stadt vom Tod gepackt und Richtung Beinhaus geführt, vor dem verschiedene Gerippe in grotesken Verrenkungen musizierten. Vieles spricht dafür, dass Manuel auch die beigelegten deutschen Texte verfasste, auch wenn spätere Überarbeitungen wahrscheinlich sind. Ebenfalls in diesen Jahren entstanden seine wichtigsten Bildwerke im Berner Münster.

Literatur im Dienst der Reformation

Als Antwort auf und Rechtfertigung für die Niederlage in der Schlacht von Bicocca schrieb er 1522 ein Lied, in dem er die feigen Landsknechte verhöhnt, welche den offenen Kampf nicht wagten, sondern sich wie »Tachs vnd Murmelthier« verkrochen haben. Hier wird zum ersten Mal Manuels satirische Begabung fassbar, die sein Lied von anderen zeitgenössischen Kampfliedern abhebt. Sehr früh erkannte Manuel die agitatorische Kraft der Literatur. Für die Einführung der Reformation in Bern waren seine religiös-revolutionären Fastnachtsspiele ein wichtiger Wegbereiter. Dabei ging es ihm weniger um die altkirchliche Lehre – nirgends verurteilte er z.B. Heiligenkult oder Sakramente –, als um die Dekadenz der Kirche als Institution. Im Spiel *Vom Papst und seiner Priesterschaft*, oder auch *Von Papst und Christi Gegensatz*, beide wohl 1523 aufgeführt, prangert er das Luxusleben, die skrupellose Gewinnsucht und die sexuellen Ausschweifungen des Klerus an, setzt sich mit aktueller Tagespolitik, etwa der Türkengefahr oder auch dem Reisläufertum auseinander und endet mit einem an Luther orientierten reformatorischen Bekenntnis des Vertrauens auf die Gnade Gottes.

Im *Ablaßkrämer*, das am Beginn seiner Landvogtzeit entstand, gelingt ihm eine auch die Bauern verunglimpfende grobianische Satire auf das Ablassunwesen, das ja nicht zuletzt Anstoß für die reformatorische Bewegung war.

Später wählte Manuel für seine politischen Invektiven das Spottlied und den Prosadialog. In *Ecks und Fabers Badenfahrt* verhöhnen zwei Bauern diese beiden Gegner der Reformation, im Versgespräch *Barbeli* wehrt sich das elfjährige Mädchen gegen den Plan der Mutter, sie ins Kloster zu stecken und gewinnt mit ihren biblischen Argumenten die Disputation gegen sechs Geistliche. Kurz vor oder sogar während der Berner Disputation entstand der Prosadialog *Krankheit der Messe*. Nachdem ein Kardinal dem Papst von der ernsthaften Erkrankung der Messe berichtet hatte, werden die Verfechter der alten Lehre vom Papst als Ärzte zu deren Heilung aufgeboten. Aber alle Versuche scheitern, mit Hilfe altkirchlicher Rituale – Weihwasser, Öl, Kerzen, Palmzweige usw. – die Krankheit auszutreiben. Aus Angst, ihr Honorar zu verlieren, suchen die Altgläubigen das Weite, wollen aber auf Anfrage bestätigen, dass es der Messe ausgezeichnet gehe.

Ergänzt wird diese beißende Satire um das *Testament der Messe*, in dem alle zu ihr gehörenden Gegenstände in einer komischen Vergabe an die Gegner der Reformation dem Spott preisgegeben werden. Dieser Text ist als letzte Dichtung Manuels auch gleichsam sein Testament, in dem sich wie in allen seinen Werken noch einmal das religiöse Ringen mit dem politischen und sozialen Bewusstsein des Bürgers der Oberschicht und der bildhaften, pointierten Sprachgewalt vereint.

Hortensia Gugelberg von Moos – honnête femme der Eidgenossen

Als Hortensia von Salis, die älteste Tochter des Stadtvogts von Maienfeld, Karl Gubert von Salis-Soglio, bereits mit sechzehn Jahren den zahlreichen Geschwistern die Mutter ersetzen und den Haushalt versorgen musste, deutete nichts darauf hin, dass sie einmal den Typ der hochgebildeten, Geselligkeit und Konversation pflegenden Frau des literarischen Salons repräsentieren würde. Eine eigentliche Salon-Kultur, wie wir sie im 17. Jh. vor allem in Frankreich, aber auch in Deutschland antreffen, hat es in der Schweiz nie gegeben. Doch dürfte Hortensia schon früh über die mütterliche Verwandtschaft, die sich in französischen Adelskreisen bewegte, mit dieser Gesellschaftsform in Kontakt gekommen sein. Auch ihr Mann, Rudolf Gugelberg von Moos, den sie mit 23 Jahren heiratete, war nach seinem Studium in Heidelberg Kapitänleutnant Ludwigs XIV., in dessen Diensten er 1692 fiel. Doch Hortensia zog sich nun nicht, wie es die Konvention eigentlich verlangt hätte, aus dem gesellschaftlichen Leben zurück, sondern pflegte einen intensiven Austausch mit Schweizer Gelehrten, Landadeligen und gebildeten Bürgern, bei denen sie aufgrund ihrer Bildung hochgeachtet war. Auf welche Weise sie sich ihr erstaunliches Wissen angeeignet hatte, ist unbekannt. Neben ihren intellektuellen Interessen kümmerte sie sich um die Erziehung von Waisenkindern, nachdem ihre eigenen Kinder alle gestorben waren, und betätigte sich in der Krankenpflege. 1695 trat sie – durchaus ungewöhnlich für eine Frau – mit einer theologischen Streitschrift in die Öffentlichkeit: *Glaubens=Rechenschaft einer Hochadenlichen Reformiert=Evangelischen Dame [...]*, [Zürich] 1695.

Ihre Berühmtheit aber verdankt sie ihrem ein Jahr später erschienenen Werk: *Geist= und Lehr=reiche ConversationsGespräche Welche in ansehnlicher Gesellschaft bey unterschiedlichem Anlaaß von Göttlichen Sittlichen und Natürlichen Sachen geführt; Jezund aber Durch eine Hoch=Adenliche Dame alß Fürnemstes Glid derselbigen Zu gemeiner und eigener Belustigung; absonderlich Dem Frauenzimmer zu Ehren in Form eines Romans, zu Papier gebracht worden. Getruckt zu Zürich im Jahr Christi MDCXCVI.*

Hortensia adaptiert hier ein Genre, das im 17. Jh. in besonders hohem Ansehen stand: das Gesprächsspiel, eine geistreich geführte Konversation im geselligen Kreis, in dem Frauen eine gleichberechtigte Rolle spielen. Als Ort des Zusammentreffens ist ein Heilbad angegeben, wo in lockerer Folge die verschiedensten Themen aus allen nur denkbaren Bereichen abgehandelt werden, nicht mit dem Ziel systematischer Durchdringung, sondern im Bestreben eine offene Atmosphäre zu schaffen, in der jede Person zu Wort kommt und frei ihre Gedanken äußern kann, ohne Rücksicht auf ständische, geschlechterspezifische oder dogmatische Hierarchien. Alle am Gespräch Beteiligten führen denn auch – meist griechische – Namen, welche die wahre Identität verschleiern: Hortensia selbst verbirgt sich unter dem Decknamen »Zenobia«, andere heißen »Artemisia«, »Philemon« oder auch »Berenice«. Hortensia bleibt sich dabei immer bewusst, dass in der Schweiz eine derartige



Hortensia von Salis

Gesprächsspiel

Gesprächskultur gerade bei Frauen die Ausnahme darstellt. Sie führt dies auf die zu großen Haushaltspflichten zurück und plädiert für bessere Rationalisierung, um die notwendigen Mußestunden für Weiterbildung und Konversation zu gewinnen. Allerdings geht sie nicht so weit – wie dies für ihre französischen Kolleginnen selbstverständlich war – eine Entbindung von allen sozialen Pflichten zu fordern. Auch die französischen Formen der Galanterie und Courtoisie finden bei den Schweizer Frauen keinen Anklang. Sie bevorzugen Ehrlichkeit, Einfachheit und Treue, berufen sich also auf die etablierten eidgenössischen Tugenden, welche nur schwer mit der offenen, toleranten Heiterkeit eines Salons zu verbinden waren.

Literarische Anfänge

Die ersten literarischen Versuche finden wir meist als Füllsel in lateinischen geistlichen Handschriften. Berühmt ist der stabende *St. Galler Schreibervers* aus dem 9. Jh.: »Chumo kiscreib / filo chumor kipeit« (mühsam habe ich fertig geschrieben, mit noch viel größerer Mühe habe ich darauf gewartet), an dem deutlich wird, welch physische Anstrengung mit der Buchproduktion verbunden war.

Spottverse

Auch einige sog. *St. Galler Spottverse* sind überliefert, von denen einer aus dem späten 9. Jh. erstaunlich frühe Formen des Endreims zeigt.

Liubene ersatze sine gruz
unde kab sine tohter uz
do chum aber Starzfidere
prahte imo sina tohter uuidere.

(Liubene bereitete sein Würzbier und gab seine Tochter aus – später aber kam Starzfidere wiederum und brachte ihm seine Tochter zurück)

Geschildert wird hier ein bauerlicher Hochzeitsbrauch, nachdem der Vater mit dem Verlobungstrunk seine Tochter übergibt, die aber vom Bräutigam wieder zurückgebracht wird. Der Name »Starzfidere«, d.h. Schwanzfeder, birgt aber auch einen obszönen Nebensinn und hat die Vermutung aufkommen lassen, es könne sich um eines der Rätsel handeln, welche sich ganz offensichtlich in klösterlicher Gemeinschaft großer Beliebtheit erfreuten.

Zaubersprüche

Bekannt ist der *Zürcher Haussegen*, der zur Gattung der Zaubersprüche gehört, welche letztlich bis heute Arkanwissen geblieben sind, weil sie allen durchaus überzeugenden Interpretationen zum Trotz ihren Charakter des Geheimnisvollen bewahrt haben:

wohla wiht, taz du weist, / taz du wiht heizist, / taz du neweist noch nechanst /
cheden, chnospinci. (Wohlan du Wicht, dass du weißt / dass du Wicht heißt, /
dass du nicht weißt noch kannst / sprechen, du Knöserich).

Ein schädlicher Hausdämon soll hier gebannt werden, indem diesem in der verächtlichen Benennung »wiht« oder gar »knöserich« seine ganze Bedeutungslosigkeit vorgeführt wird. Doch weit über diesen praktischen Zweck hinausgehend, findet sich in den Worten in prägnanter Verdichtung das, was das Werden der volkssprachigen Literatur bestimmt: das sich in Stabreim und Alliteration manifestierende Abgrenzen von Alltagssprache, die Mischung von heidnischen und christlichen Elementen, die magische auf die Kraft der geheimnisvollen Worte vertrauende Formulierung, das Eindringen